

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 1 (1911)  
**Heft:** 16  
  
**Artikel:** Pfarrer Saller  
**Autor:** Wenger, Lisa  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-634540>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 29.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“  
... Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern ...

6. Mai

## □ □ Maiwind. □ □

Von E. Oser.

Wenn lind am sonnigen Morgen  
Der Maiwind weht durch's Tal,  
Dann werf' ich weit die Sorgen  
Im lichten Frührotstrahl.

Das ist ein lieber Gefelle;  
Und streicht er durch den Wald,  
Grüßt ihn die Silberquelle,  
Die Wipfel nicken alsbald.

Er köst in Blütenbäumen,  
Er kräufelt den Wiesenbach  
Und küßt aus langen Träumen  
Viel tausend Blümlein wach.

Und über die Blütenglocken  
Beugt sich ein holdes Kind,  
Es streichelt die blonden Locken  
Der kecke Maienwind.

Da weht zum Herz der Holden  
Maiwind, der lose Dieb:  
„Du mit den Locken golden,  
Dich grüß' ich, fein's Herzlieb!“

## □ □ Pfarrer Saller. □ □

Von Lisa Wenger.

Es war an einem nassen Apriltag des Jahres 1846. Pfarrer Saller schüttelte den tropfenden Regenschirm mit der messingenen Kruke vor der Türe aus, daß die Tropfen ihm ins Gesicht sprangen, und betrat dann sein Haus.

Er ging in tiefen Gedanken über die knarrende, tannene Diele, um zu seinem Studierzimmer hinaufzusteigen. Als er zwei Schritte gemacht, besann er sich, kehrte um, und hing sorglich seinen hohen schwarzen Hut und seinen Mantel an einen hölzernen Arm, den er zu diesem Zweck hatte anbringen lassen. Auch jetzt, sorgenbeladen wie er war, versäumte er diese Pflicht nicht, die er auch von seinen Hausgenossen verlangte. Nachdem er sich noch seiner kotigen Schuhe entledigt, und einem Schrank Hauschuhe entnommen, stieg er die Stufen wieder hinauf, ging durch einen schmalen Gang, der von einem ovalen Fenster erhellt war, und betrat sein Zimmer, dessen größter Schmuck der Ausblick auf ein paar ungewöhnlich schöne Tannen war, die dunkel und ernst vor dem Pfarrhaus standen. Der Pfarrer warf heute keinen Blick auf sie.

Er setzte sich an seinen einfachen, gradbeinigen Schreibtisch unter die Gipsstatue des segnenden Christus, und stützte den Kopf in die Hand. Sein hageres Gesicht sah gramvoll aus. Die durchdringenden Augen waren trübe. Von dem schmalen, farblosen, festgeschlossenen Munde zogen sich zwei

Falten bis zum Kinn herunter, und verstärkten den Eindruck der Unbeugsamkeit.

Pfarrer Saller war lang und hager, ging etwas vornübergebeugt, und trug keinen Bart. Seine schwarzen Kleider waren bis zum Hals geschlossen und ließen nur einen schmalen Streifen des hohen Kragens sehen, so breit war die Krawatte darumgeschlungen.

Nachdem er eine Weile vor sich hingestarrt und dazu tief geseufzt hatte, erhob er sich, und zog dreimal an dem gestickten, mit Perlen verzierten Glockenzug, der neben seinem Schreibtisch hing.

Bald darauf klopfte es leise, und des Pfarrers Frau trat ein. Fast zaghaft blieb sie unter der Türe stehen.

„Komm nur, Marie, ich muß mit dir reden,“ sagte Saller. Sie setzte sich auf einen hübsch gemusterten Strohstuhl, der neben dem Schreibtisch stand, sah ihren Mann mit ihren blassen Augen an, frug aber nichts. Sie ahnte, was kommen würde.

„Da liegt mein Entlassungsgeßuch“, sagte er, und deutete auf einen großen, grauen Briefumschlag, der mit einem Siegel verschlossen war, das eine Hand mit einem warnend aufgehobenen Finger zeigte.

Marie erschrak heftig. Das Gefürchtete traf also ein. „Franz, muß es sein?“ frug sie.

„Es muß sein. Ich habe es mir ernstlich genug überlegt und lange genug geschwankt. Ich kann einer gottlofen, vermessenen und ungläubigen Regierung nicht untertan sein, wie Gott es von mir verlangt. Und ich kann nicht öffentlich, von der Kanzel herunter, für sie beten, wie es meine Pflicht wäre. Für eine Regierung, die Irrlehrer in unsere Stadt beruft als Hüter und Förderer unserer akademischen Jugend! Es wird Unkraut unter den Weizen gesät, Marie, und ich muß zusehen, und die Sache dulden. Aber beten für den Antichrist, das kann ich nicht und will ich nicht. Soll ich lügen? Mich selbst, meine Gemeinde, und den Unwissenden mit diesem Gebet betrügen?“ Frau Marie zwang sich zu einer Widerrede.

„Franz, du könntest das Gebet für die Obrigkeit weglassen, das ist nicht gelogen und es würde es vielleicht niemand merken.“ Der Pfarrer richtete sich auf und sah seine Frau durchdringend an.

„Schlimmer als gelogen, Marie. Das wäre geheuchelt. Und du weißt es, auf Umwegen gehe ich nicht.“ Ihre Lippen zitterten.

„Franz, und die Kinder? Was sollen wir anfangen, wenn dein Einkommen wegfällt? Es ist eine so teure Zeit. Und Gottfried soll auf die Universität — — —“

„Bist du so kleinmütig, Marie? Soll ich mein Leben lang andern predigen und, wenn die Prüfung an uns kommt, verzagen? Ich muß in der Wahrheit stehen, und Gott wird für uns sorgen, des bin ich gewiß.“

„Aber ist es denn nötig, daß du abdankest?“ warf die Pfarrerin noch einmal ein. Franz Saller antwortete nicht. Er nahm den großen grauen Brief und hielt ihn seiner Frau entgegen.

„Dieser Brief hat mich viele schlaflose Nächte gekostet. Jetzt bleibt es bei dem, wozu ich mich habe entscheiden müssen, wenn ich meine Pflicht tun will, wie es von mir verlangt wird. Gottfried soll ihn heute auf der Kanzlei abgeben.“ Da hielt sich Marie Saller nicht mehr. Sie bog sich auf ihre Hände hinunter und weinte laut.

„Was soll aus uns werden,“ schluchzte sie. „Schick den Brief nicht ab, Franz.“ Ohne zu antworten, griff Saller nach der Bibel, die dalag und las laut:

„Man kann nicht zweien Herren dienen. Entweder man wird den einen lieben und den andern hassen, oder man wird dem einen anhängen und den andern verachten.“

„Aber andere dienen Gott wie wir, und beugen sich doch unter der neuen Regierung,“ rief Marie, der die Angst um die Zukunft ihrer Kinder die Stimme trotzig färbte. „Gott hat die neue Verfassung doch auch nicht verhindert. Wenn er nicht gewollt hätte —“

„Marie, du frevelst,“ rief Saller. Wenn Gott auch Schmähliches zuläßt, so hält er doch sein Strafgericht bereit, die Sünder zu züchtigen. Soll sein Jorn auch uns treffen?“ Er klappte die Bibel zu, und nahm Maries Hand. „Ich weiß, daß schwere Tage uns warten. Aber ich kann nicht anders handeln. Ich muß tun, was ich für recht halte. Suche auch du dich darein zu ergeben. In drei Monaten haben wir das Pfarrhaus zu räumen. Wir müssen uns vom heutigen Tage an einschränken, Marie. Ich habe das alles überdacht. Laß das Fleisch weg bei unserem Mittagsmahl. Auf das Bier, das ich trinke, will ich verzichten. Den Kindern

gib Brot zum Vesper, sie brauchen keine Äpfel. Gottfrieds Wochengeld fällt weg. Züs entlasse. Sie findet leicht wieder eine Stelle. Die Mädchen sollen dir Holz tragen und das Wasser holen beim Brunnen. Sie können auch die Schuhe salben. Ich selbst werde mich sofort um eine Stelle umtun. Ich habe gehört, daß der Bibliothekar an der Stadtbücherei abdankt wegen hohen Alters. Ich habe Freunde. Der Posten ist mir fast sicher. Sei mutig, Marie, Gott hilft uns, des bin ich gewiß. Auch du bist es, Marie, nicht wahr?“ Aber sie schwieg, und nickte auch nicht mit dem Kopf.

„Marie,“ rief er streng. Da sagte sie „ja“ mit erstickter Stimme. Mehr nicht. Bitterkeit und Angst und Sorge erfüllten sie. Die Gegenworte drängten sich ihr auf die Zunge, wollten aber nicht über ihre Lippen. Niemals wagte sie es, ihrem Mann ernstlich zu widersprechen, er hätte es auch gar nicht geduldet. Keines der Kinder durfte sich eine widersetzliche Antwort erlauben dem Vater gegenüber, und keinem wäre es eingefallen, ein vertrauliches Wort an ihn zu richten. Kein Scherz wagte sich in seiner Gegenwart hervor, kaum ein Lachen, selten ein Liedlein. Pfarrer Saller verlangte vor allem Gehorsam von seinen Hausgenossen, und lautlos gehorchte das ganze Haus.

Die Pfarrerin ging schweigend hinaus und nahm den grauen Brief mit sich, der für sie Entbehrung, Kummer, Sorge und doppelte Arbeit bedeutete, der sie aus dem Haus trieb, in dem sie heimisch gewesen, der sie und die Kinder in ein ungewisses Schicksal jagte, vielleicht in Armut und Not.

Sie ging in ihre Schlafstube und legte das Schriftstück auf den Tisch. Dann warf sie sich vor ihrem Bett auf die Knie und wollte beten. Aber es kamen ihr nur Gedanken der Auflehnung und der Angst, und der, zu dem sie beten wollte, schien ihr hart und unbeugsam zu sein, wie sein Diener. Sie weinte und schluchzte lange, bis ihre schmerzenden Glieder sie daran mahnten, daß sie noch immer kniete. Da erst stand sie auf. —

Die Pfarrfamilie war zum Mittagsmahl um den Tisch versammelt, den ein graues Wachtuch deckte. Die zinnene Suppenschüssel und ebensolche Teller standen vor Frau Marie, die jedem einzelnen heraus schöpfte. Darauf sprach der Vater das Tischgebet, und schweigend aßen alle das einfache Mahl, das außer der Suppe heute nur aus gedörrten Bohnen und Kartoffeln bestand. Niemand sagte etwas. Den Kindern war es verboten zu reden. Die Eltern waren bedrückt. Gottfried, der achtzehnjährige, fühlte, daß etwas in der Luft lag. Es war ihm unbehaglich zu Mute. Zudem vermißte er den Speck auf den Bohnen, und wagte doch nicht, danach zu fragen, und zum dritten war er empört über den Vater, machte aber die Faust im Sack, wie immer. Es sollte am Abend ein von den Studenten veranstaltetes Fest stattfinden, an dem er nicht teilnehmen durfte. Pfarrer Saller erklärte solche Aufführungen mit nachfolgendem Tanz als unnötig, schädlich, ja unter Umständen als sündlich, ganz abgesehen davon, daß sie Kosten mit sich brachten, die zu vermeiden waren.

Dieses allgemeine, wenn auch in seiner Ursache verschiedene Schweigen, wurde plötzlich durch heftiges Läuten unterbrochen. Züs, die Magd, die am Tische ihrer Herrschaft mitaß, erhob sich und ging hinaus.

Man hörte sprechen, einen lauten Ausruf, ein Durcheinander von Stimmen, und darauf stürzte die Magd mit weitaufgerissenen Augen ins Zimmer, erfüllt von dem, was sie zu sagen hatte. Sie leuchtete und suchte nach Worten.

„Herr Pfarrer, Lehrer Königs Leonhard hat sich ersäuft“, schrie sie. „In der Aare haben sie ihn gefunden. Bei Reichenbach hing er in einem Mühlenrechen. Heut morgen haben sie ihn gebracht. Er hat gestohlen, oder etwas Falsches geschrieben, oder so etwas.“ Sie schwieg, außer Atem die Wirkung ihrer traurigen Mitteilung abwartend. Marie Saller war blaß geworden.

„Wie furchtbar. Die armen Eltern. Was, ertränkt hat er sich? Selbst das Leben genommen? Weiß man das sicher?“ Das Mitleid trieb ihr die Tränen in die Augen.

„Das gehört nicht hierher, Marie,“ sagte der Pfarrer. „Eine so traurige Sache, eine Todsünde, wie es der Selbstmord ist, soll nicht am Mittagstisch erörtert werden.“

„Vater, darf ich hingehen zu Königs?“ frug Gottfried mit bebenden Lippen. Er und Leonhard waren Kindheitsgefährten gewesen. Später waren sie auseinander gekommen.

„Nein,“ sagte der Vater kurz, „vorläufig nicht. Ihr geht jetzt an eure Arbeit. Keines spricht ein Wort zu jemand von dieser Sache, auch du nicht, Züs. Habt ihr mich verstanden?“

„Ja,“ sagten alle Kinder miteinander, und auch die Magd sagte ja, nahm sich aber vor, unter allen Umständen

heute Nachmittag zum Bäcker zu gehen, um sich Luft zu machen.

Mann und Frau stiegen hinauf in das Studierzimmer. Es schien Marie plötzlich, als habe sie sich heute Morgen umsonst geängstigt und mit Gott gehadert. Was war ihre Sorge gegen ein solches Unglück? Wie sollte die arme Lehrersfrau das überstehen, ihren Sohn zeitlich und ewig verloren zu wissen? Und dazu die furchtbare Schande. Und kein ehrliches Begräbnis, kein Glockengeläute, kein Gebet am Grab. Sie seufzte laut.

„Franz, das ist furchtbar,“ sagte sie, und setzte sich müde auf das steiflehnige Sopha, das an der Wand stand.

„Das ist es, Marie, und ich sehe darin ein Strafgericht Gottes, einen aufgehobenen Warnungsfinger, die ersten Zeichen göttlichen Unwillens.“

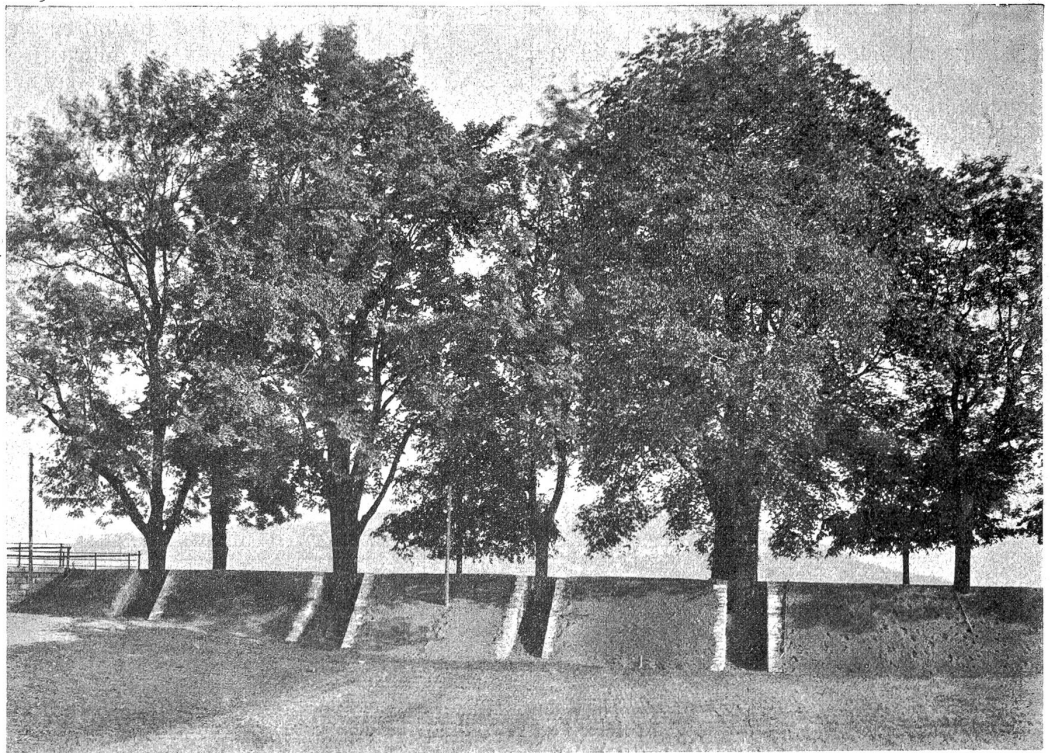
„Aber wie denn?“ frug Marie.

„Lehrer König ist mit wehenden Fahnen der neuen Regierung vorangegangen. Er gehörte zu Snells Partei, ging an der Spitze der Jung-Demokraten, glaubte nichts mehr, leugnete den Allmächtigen und hätte es am liebsten gemacht wie die Franzosen, und der weltlichen Regierung die Macht im Himmel und auf Erden übergeben. Nun trifft ihn Gott furchtbar in seinem Sohn, der die einzige Sünde begangen, die nie und nimmer vergeben werden kann, weil ihr allein die Reue unmöglich ist. Ja, Gott läßt sich nicht spotten.“

(Fortsetzung folgt.)

## Baumschutz- Anlagen bei Bern.

Durch die Verlegung der Eisenbahnlinie Bern-Ostermundigen drohte den herrlichen Bäumen in den Alleen der Papiermühle- und Bolligenstrasse eine schwere Gefahr. Das Projekt sah einen tiefen Einschnitt der Bahnlinie in das Gelände vor und zur Ueberbrückung des Geländes mußte notwendigerweise die Straße höher gelegt werden. Es war daher zu befürchten, daß Breschen in die stattlichen Baumreihen geschlagen würden. Aber die Schweiz. Bundesbahnen hatten ein Einsehen mit den alten Riesen. Unter bedeutenden Kosten haben sie den unteren in der Auffüllung stehenden Stammteil schachtartig ummauert und so die Luftzufuhr und damit die Existenz der Bäume gesichert. Unser vorste-



Baumschutzanlage an der Bolligenstrasse.

Aufnahme von E. Mumentaler.

hendes Bild zeigt eine solche Baumschutz-Anlage an der Bolligenstrasse. (Aus dem Jahresbericht des Verschönerungsverein.)